

# *Ich war noch niemals in New York - bisher*

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.  
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt.*



„Immer wieder geht mir der Schlager von Udo Jürgens durch den Kopf: ‚Ich war noch niemals in New York!‘ In diesem Jahr haben wir für den Herbst noch nichts vor. Wie wäre es, wenn wir diesmal die Ostküste der USA besuchen würden?“ Friedrich träumte schon seit Jahren von einer Reise in das ‚Land der unbegrenzten Möglichkeiten‘. Schon einmal hatten sie gebucht, doch dann fiel die Reise auf Grund der Corona-Pandemie ins Wasser.

Wenn Udo Jürgens die Reise selbst hätte buchen müssen, würde er nicht mehr davon träumen. Es fing schon mit den Vorbereitungen an: Seitenweise englische Formulare ausfüllen; wegen der Einwanderung, wegen Corona, Fotos hochladen usw. Dann wollte Friedrich einen Tag vorher einchecken und landeten statt bei der United Airlines, mit der sie fliegen wollten, immer bei der Papua Airlines... Das Reisebüro meinte, dass sicherlich wieder Hacker am Werk seien. Bisher erhielten die Leipolds immer die Zugfahrkarte zum Flughafen auf Papier, diesmal mussten sie die Karte online bestellen, aber maximal drei Tage vorher...

Weil sie relativ früh am Bahnhof waren und sie den nächsten ICE nach Frankfurt nahmen, stellten sie fest, dass dieser nicht den Flughafen anfuhr. Sie mussten deshalb ihre schweren Koffer in die wie eine Heringsdose überfüllte S-Bahn einen Stock tiefer schleppen. „Die Reise fängt schon gut an! Daheim wäre es gemütlicher!“ stöhnte Magdalen. Beim Einchecken wurde auch der Impfnachweis geprüft, obwohl der amerikanische Präsident einige Tage vorher die Corona-Pandemie für beendet erklärt hatte. In New York fragte auch niemand mehr danach – trotz der zehn Seiten langen Ausfertigung, die sie mitgebracht hatten.

Obwohl sie in Frankfurt ganz früh eing\_checked hatten, saßen Friedrich und Magdalen im Flieger nicht zusammen; aber das hatten sie erst zu spät gemerkt. Dafür hatte die Tussi am United-Schalter fünf Mal gefragt, ob die Koffer nur nach New York sollten... Im Flugzeug war dann eine junge Frau so nett und tauschte mit Friedrich den Platz, damit er seiner Magdalen beim Starten und Landen die Hand halten konnte. Ein ungeschickter Flugbegleiter goss beim Ausschanken Rotwein über Friedrichs Hose. Doch die Crew war so clever und hatte ein außergewöhnlich gutes Reinigungsmittel, so dass man zwei Stunden später nichts mehr von dem Unglück sehen konnte.

Die Krönung der Einreise war natürlich die Passkontrolle. Einige hundert Menschen wollten genau geprüft werden: Pass, genaue Augenkontrolle, von jeder Hand vier Finger und den Daumen. „Bei den vielen Hürden, die hier bei der Einreise aufgestellt werden, hat man fast das Gefühl, dass die Amis keine Touristen wollen“ beklagte sich Magdalen. „Dabei sollten sie froh sein, wenn sie wieder Devisen erhalten.“ Wie sie jedoch später merkten, war die Begeisterung über Fremde nicht so überwältigend: Den Hotels und Restaurants ging es wie in Deutschland: Weit und breit kein Personal!

Eine Mitreisende bemerkte spitz beim Frühstück: „Jetzt war ich auf ein gutes Hotel eingestellt, als ich las, dass wir im ‚Hilton‘ untergebracht sind. Und jetzt: Alles Plastik, nicht einmal Holzstäbchen gibt es zum Kaffee umrühren. Und am Schluss kommt alles samt Tablett in den Mülleimer. Von Nachhaltigkeit sind sie noch weit entfernt - und bei uns wird so ein Tamtam mit Ressourcenverschwendung angestellt...“

Am nächsten Morgen ging es in aller Früh mit einem altersschwachen Omnibus, den die Überlandlinie Greyhound schon vor dem Ersten Weltkrieg ausgemustert hatte, Richtung Boston. Auch wenn sie auf der Reise fünf Busse verschlissen, so war die Agentur nicht in der Lage oder willens, den Reisenden einen neuwertigen Bus zur Verfügung zu stellen. Die Fenster waren so schmutzig, dass man nicht einmal ein verwackeltes Foto durch die Scheiben machen konnte. „Ich weiß nicht, was du meckerst“, meinte Magdalen, „aber bei so einer Billigreise musst du mit solchen Widrigkeiten rechnen!“

„Unser Reiseleiter Horatio passt zum Bus!“ Friedrichs Nachbarin musterte den vor ihr Sitzenden streng. „Er spricht nach seinen Worten zwar vier Sprachen, aber man kann ihm nicht zuhören: Er labert und labert und labert. Und nach jedem Halbsatz kommt ein ‚okay?‘. Dazu ist er arroganter als ein Pfau, wenn er sagt: ‚Ihr habt den besten, klügsten, schnellsten und fleißigsten Reiseleiter der Welt!‘ Dabei ist er der größte Dampfplauderer, den ich je gehört habe. Er erzählt kein Wort über Land und Leute, sondern nur, was er am liebsten isst und warum er es isst und was beim Essen unbedingt enthalten sein muss und welche Weine er dazu trinkt und was er auf gar keinen Fall dazu trinken würde. Sind wir wegen dieser Informationen in die USA geflogen? Wenn er so lang wäre wie er dumm ist, könnte er von dem höchsten Wolkenkratzer aus der Dachrinne trinken und müsste sich nur ein klein wenig bücken.“ Und ihr Nachbar meinte: „Das kann ich nur unterstreichen. Es nervt mich, wenn er ständig wiederholt: ‚Dies ist meine Meinung. Okay! Andere können eine andere Meinung haben. Okay! Aber ich habe meine Meinung. Okay!‘“

„Wir erhalten heute eine Stadtführung in der schönen Stadt Boston, die wir zu Fuß mit einer Reiseleiterin vornehmen werden“, so Horatio. Was er nicht sagte, dass die Gruppe drei Stunden mit dem Bus bei Stopp-and-Go-Verkehr zum Treffpunkt unterwegs waren und die Führung deshalb nur eine Stunde dauerte. Um die versäumte Zeit hereinzuholen, eilte die Stadtführerin mit einem Hundert-Kilometer-Tempo durch die Straßen, so dass die Besucherschlange immer wieder über hundert Meter einnahm. Bei der Fahrt hatte Horatio erklärt, der als Halbtaliener und –Deutscher New York als seine Heimat ansah, dass die vielen Feuerleitern, die auf älteren Gebäuden zu sehen waren, aus New York importiert waren. „Kam denn der bisher nicht aus seiner Stadt heraus“, kicherte eine ältere Mitreisende, „fast auf der ganzen Welt bedingen die feuerpolizeilichen Vorschriften einen zweiten Fluchtweg. Und wenn in dem Gebäude nur ein Treppenhaus vorhanden ist, braucht man eben eine Feuerleiter außen. Und das ist sowohl in New York als in Tokyo und in Peking Vorschrift. Dieser Dampfplauderer!“

Nach der Führung suchten die Leipolds ein italienisches Lokal auf, um ihr Mittagessen einzunehmen, da sie wussten, dass es am Abend nichts mehr geben würde, weil das Hotel kein Essen anbot. An diesem einzigen schönen Tag in den USA saßen sie im Außenbereich und genossen – die vorbeifahrenden Autos. Über zwei Stunden warteten sie auf ihr Essen und staunten Bauklötze, als sie die Rechnung erhielten. „Anscheinend wird die Zeit, die wir im Restaurant verbringen, mitgerechnet“, meinte Magdalen. „Für eine Pasta und ein Glas Wein über sechzig Dollar, das sind doch fast Wucherpreise. In Deutschland hätte man in der Zeit drei Mal Gäste bewirtet, wenn die Köche Schnecken nur zubereiten würden aber keine wären. Und dazu noch über zwanzig Prozent Service-Gebühren!“

Als sie am Abend noch ein wenig bummelten, stellten sie fest, dass im reichen Stadtteil Beacon Hill schon um fünf Uhr die Straßenlaternen angeschaltet werden. „Nun, das musst du doch verstehen; hier leben reiche Leute. Wenn schon in einem Vierfamilienhaus eine Wohnung über vier Millionen Dollar kostet, dann muss auch das Ambiente rundherum passen. Was bedeutet da schon ein unnützer Stromverbrauch. Die Amis haben doch mehr als genug Energie!“ „Dafür haben sie auch ein zünftiges Oktoberfest. Schau mal, das Lokal hier: Da stehen über hundert junge Leute vor dem Eingang, um alle ein dunkles Bier, ein Spanferkel und bayerische Volksmusik zu genießen. Und Corona – was ist Corona? Das war gestern!“

Dafür war das Frühstück eine mittlere Katastrophe: Eigentlich sollte es um halb sieben Frühstück geben, weil man um sieben abfahren wollte. Aber erst um Viertel vor sieben ließ sich die erste Küchenkraft sehen. Schon nach zwanzig von hundert Personen gab es dann keine Gabeln, keinen Kaffee, keinen Orangensaft und keinen Schinken mehr. „So einen Saftladen habe ich lange nicht mehr erlebt“, schimpfte eine Mitreisende. „Das Licht im Bad funktionierte nicht, das Wasser lief langsamer als ein Rinnsal. In einer Stunde hätte man vielleicht ein kleines Bierglas damit füllen können.“

Bei der Weiterfahrt erreichten sie Williamsport, ein nettes kleines Städtchen mit einem Hotel, das – außer dem trägen Aufzug – noch den Charme von Billy the Kid aufwies. Auch in diesem Hotel gab es Oktoberfestwerbung, zwar kein Original München Bier, dafür hundert Biersorten und ein Oktoberfestmenü. Neben den Leipolds waren nur noch an zwei weiteren Tischen Besucher, obwohl das Hotel rund hundertfünfzig Gäste beherbergte. Das lag nur an den Reiseleitern, die den Touristen mit warmen Worten Restaurants in der Umgebung ans Herz legten. „Auch hier gilt anscheinend der Prophet im eigenen Land nichts“, schmunzelte Magdalen.

Bei der Weiterfahrt rief eine Hotelmitarbeiterin bei Horatio an und wollte wissen, wie das Programm am nächsten Tag sei. „Bin ich Jesus, dass ich heute schon weiß, was morgen los ist?“ raunzte Horatio die junge Frau an. „Und dann behauptet dieser Dampfplauderer immer, dass er schon die nächsten zwei Wochen minutiös im Griff hat“, bemerkte eine Mitreisende hinter Friedrich. „Dabei ist er noch nicht einmal in der Lage, das Programm des jeweiligen Tages vorherzusagen.“

Ein besonderer Höhepunkt der Reise sollte ein Besuch der Amish sein, eine christliche Sekte, die vor einigen hundert Jahren aus Süddeutschland in die USA emigrierte. „Hast du mir nicht schon vor einem Jahr davon einiges von diesen Menschen erzählt?“ meinte Magdalen. „Ja, ich habe bereits fünf Krimis über diese Gruppe gelesen, die auf Radio, Fernsehen, Autos, Fleisch und noch vieles mehr verzichten. Nicht einmal mit einem normalen Fahrrad dürfen sie fahren.“ Doch in diesem Museum, das sie in Pennsylvanien aufsuchten, war davon nichts zu merken. Anscheinend hatten auch die Amish Personalsorgen und alle Mitwirkenden im Museumsdorf waren Nicht-Amish. Wenn man Horatio nach manchen Details zu dieser Sekte fragte, redete er sich immer heraus, dass es vierzig Untergruppen gäbe und dass jeder Bischof, den jede Gemeinde hätte, Ausnahmen erlauben könne. „Na ja“, meinte Friedrich, „ein typisches Beispiel für Theorie und Praxis!“

Im Washingtoner Hotel begann schon am frühen Morgen ein Suchspiel: Wo ist wohl das Frühstückszimmer, das eigentlich im ersten Stock sein sollte? Im ersten hieß es „German Group? Vier Zimmer weiter nach hinten.“ Dort waren aber die Studenten! Der nächste Hinweis war: Sie müssen in den Keller! Endlich, im vierten Raum, eher einer Gewölbegruft einer düsteren Sklavenbehausung in den Südstaaten ähnelnd, waren die fünfzig Personen auf zwanzig enge Quadratmeter zusammengepfercht.

Erstes Ziel in Washington war der Soldatenfriedhof in Arlington. Natürlich fiel Horatio erst nach dem Aussteigen ein: „Keine Drogen, kein Feuerzeug, kein Taschenmesser“ und so musste Friedrich noch einmal zum Bus zurück, um sein kleines Messer zurückzulassen. Im Verwaltungsgebäude wurde genau so streng kontrolliert wie im Weißen Haus. Als Friedrich ein Foto knipste, raste ihm gleich eine hysterische Mitarbeiterin nach und verlangte das Löschen des Fotos. Was insofern ein riesiger Blödsinn war, denn beim Verlassen des Gebäudes nach einer Stunde, als der Besucherandrang enorm zugenommen hatte, knipsten zig Leute, ohne dass sich jemand darum kümmerte...

Anschließend wurde das Washington Monument besucht, eine Erinnerung an die vielen Kriege, an denen das amerikanische Militär teilgenommen hatte. Es waren an die hundert kriegerische Auseinandersetzungen, aber zum allergrößten Teil mussten die Amis die Kampfstätten mit blutigen Nasen verlassen und hatten mehr Leid als Erfolg hinterlassen. „Wenn man sieht, was die Amis in Haiti, Vietnam, Afghanistan usw. erreicht haben, blutet einem das Herz“, meinte einer der Betrachter.

Dafür gab es in Washington hundertfünfzig Museen, deren Eintritt kostenlos war. Die Leipolds nutzen das Angebot und besuchten das ‚National Gallery of Art‘, zwei riesige Gebäudekomplexe, die mit einem unterirdischen Gang verbunden waren. Da sie sich vor dem langen Rundgang erst einmal stärken wollten, kauften sie sich an der Theke zwei Cappuccino und dazu ein Gebäck. Obwohl nur zwei Leute vor ihnen waren und sechs Leute hinter dem Tresen standen, hätten sie in der Zeit, ehe sie ihre Bestellung erhielten, in Paris den ganzen Louvre besichtigt. Und dann mussten sie zu den zwanzig Dollar noch vier Dollar Bedienung entrichten...

Endlich New York! Was Friedrich am meisten imponierte, waren die zwanzig- bis dreißigstöckigen Jugendstilhäuser. Auch in Europa - insbesondere Deutschland, Frankreich, Österreich – gibt es sehr viele und sehr schöne Gebäude aus dieser Zeit um die vorige Jahrhundertwende. „Es sind schon beeindruckende Gebäude; zum einen, dass sie heute noch stehen und zum anderen die Höhe. Bei uns gehen sie über fünf Stockwerke doch kaum hinaus“, staunte ein Mitreisender.

Horatio führte die Gruppe in einen italienischen Käseladen: „Hier erhalten Sie einen original amerikanischen Käse: Eine Mischung aus italienischem und US-Käse!“ „Na sowas!“ Dafür war der Biereinkauf etwas schwieriger: Wollte man eine Dose Bier in einem Lebensmittelladen kaufen, so musste der Sicherheitsmitarbeiter eine Vitrine aufschließen, die mit einem tonnenschweren Schloss gesichert war. Außerdem musste beim Bezahlen – auch von einem achtzigjährigen Greis – ein Ausweis vorgelegt werden. Und dann kostete die Dose, die in Deutschland etwa einen Euro kostet, hier sieben Dollar. „Na ja, Fritz, du musst ja auch den Aufwand betrachten, den die Angestellten hier beim Bierverkauf vornehmen müssen...“

„Wenn man in New York ist, muss man auch zu ‚Macy‘ gehen!“ war Magdalens Ansicht. Wer dieses Kaufhaus nicht kennt: Es ist mit 728 Filialen der größte Warenhausbetreiber in den USA. Allein die Schmuckabteilung in der 7th Avenue hat kilometerlange Verkaufstresen. Und erst die Schuhabteilung! Hier könnte eine *normale* Frau vier Wochen verbringen, ohne dass ihr langweilig würde...

Den Abschluss der Reise bildete eine Bootsfahrt in der Upper Bay. Ziel war natürlich die Freiheitsstatue, die sich anscheinend ein wenig schämte, weil sie sich hinter starken Regenschauern und Nebel versteckte. „Hat schon recht die alte Dame“, meinte Friedrich, „erst einmal nur Regen während unserer Reise und dann noch in diesem reaktionären Land als *Freiheitsstatue* zu fungieren - da würde ich mich auch lieber hinter einem Wolkenmeer verbergen.“

Arnstein, 21. Oktober 2022